

Benjamin Sprick

Redigieren, Kartographieren – Das postmoderne Archiv

Anmerkungen zu einer Formel Lyotards

Zu ›redigieren‹, das bedeutet nicht nur, wie Jean-François Lyotard in seinem 1987 erschienenen Text »Die Moderne redigieren« deutlich macht, etwas ›in Ordnung zu bringen‹ oder ›durchzuarbeiten‹, beispielsweise ein vorliegendes Manuskript für eine bevorstehende wissenschaftliche Publikation. Zu Redigieren kann auch heißen, den Zeiger einer Uhr (lat. *digitus*) wieder auf null zurückzustellen, also zu *re*-digieren, um auf diese Weise, Zitat Lyotard, »reinen Tisch zu machen und auf einen Schlag eine neue Ära und eine neue Periodisierung einzuführen, die frei von jeglichen Vor-Urteilen ist.«¹ Zitat Ende. Gemeint wäre eine Art von Rückkehr zu einem neuen Ausgangspunkt bzw. die Re-Konfiguration eines Anfangs, der alle bestehenden Voraussetzungen durchgestrichen hat und mit ihnen jede chronologische Linearität eines ›davor‹ oder ›danach‹.

Angesichts derart paradoxer zeitlicher Verwerfungen verwundert es nicht, dass Lyotard mit seinem Text zunächst vor allem jene Missverständnisse und Vorurteile ausräumen bzw. redigieren will, die bereits Ende der 1980er Jahre im Zusammenhang mit dem, von ihm selber geprägten Begriff der ›Postmoderne‹ in Umlauf gebracht wurden und die bis heute, insbesondere im konservativen Lager, weiterhin kursieren. Diese Vorurteile (zum Beispiel ›Anything goes‹, sprachliche Beliebigkeit, populärwissenschaftliche Scharlatanerie etc.) seien, so Lyotard, auf ein philosophisches Missverständnis zurückzuführen, das seinen Grund in einer verbreiteten Tendenz findet, die kulturelle Geschichte des europäischen Abendlandes linear zu periodisieren. Die Position eines historischen ›Jetzt‹, von dem ausgehend eine vermeintlich chronologische Abfolge der einzelnen historischen Epochen kohärent überblickt werden kann, würde dabei unhinterfragt vorausgesetzt.

¹ Jean-François Lyotard, »Die Moderne redigieren«, in: Wolfgang Welsch (Hg.), *Wege aus der Postmoderne*, Berlin: Akademie Verlag 1994, S. 204-214, hier: S. 205.

Lyotard zufolge ist es aber »immer schon sowohl zu spät als auch zu früh«, um ein ›Jetzt‹ einer historischen Gegenwart zu identifizieren und von dort aus über den Sinn und das heißt immer auch: über die Richtung der Geschichte nachzudenken.² Weder die Moderne noch die Postmoderne könnten daher als »klar umrissene historische Entitäten identifiziert und bestimmt« werden. Im Gegenteil: Die Postmoderne »ist immer schon«, erneut Zitat Lyotard »in der Moderne impliziert, weil die Moderne – die moderne Temporalität – in sich einen Antrieb enthält, sich auf einen von ihr unterschiedenen Zustand zu überschreiten.«³ Zitat Ende. Einfacher ausgedrückt: Das Abendland denkt sich bereits in seiner Selbstbeschreibung von seinem eigenen Ende her – seiner geistigen Umnachtung –, um dieses Trauma durch einen stetig steigenden Innovationsdruck permanent vor sich her zu schieben. Das Ergebnis dieser modernen Verleugnung der Zeit findet sich im Phantasma einer obsessiven Selbstpräsenz wieder, das mit dem Imperativ einhergeht, ein vermeintliches ›Hier und Jetzt‹ immer wieder und neurotisch zu genießen.

Wenn bei der heutigen Veranstaltung (für deren Konzeption ich Gordon Kampe noch einmal ausdrücklich danken möchte) nun die Gelegenheit besteht, Szenarien einer ebenso historisch wie ökonomisch gegebenen Gegenwart hinter sich zu lassen, um in mehr oder weniger hemmungslose epistemologische Wachträume zu verfallen, dann eröffnen Lyotards Überlegungen durchaus die Möglichkeit zur Spekulation. Darüber nämlich, was passieren würde, wenn sowohl die Moderne als auch die Postmoderne – was ja bekanntlich dasselbe ist – noch ein vorläufig letztes Mal digital auf null gesetzt, das heißt re-digiert werden könnten, und mit ihnen alle Vorurteile darüber, wie eine methodisch korrekte und daher ökonomisch aussichtsreiche, das heißt verwertbare künstlerisch-wissenschaftliche Praxis der Zukunft verfasst sein sollte.

Wäre nicht ein gleichsam sorgfältig durchredigiertes, wie vollständig digitalisiertes Archiv postmodernen Wissens zumindest denkbar, das sich ausgehend von einem vorläufigen – sagen wir mal mit einer Summe von 100 Milliarden Euro ausgestatteten – ›Sonderforschungsvermögen‹, den intellektuellen Verwerfungen und Zumutungen zuwendete, die das postmoderne Wissen

² Lyotard, *Die Moderne redigieren*, S. 205.

³ Ebd., S. 206.

im abendländischen Denken hinterlassen hat? Nahezu zu jedem einzelnen Text, ja, zu jeder einzelnen Notiz einschlägiger Autor*innen und zu jeder prägenden Gedankenfigur könnten Arbeitsgruppen und Sonderforschungsbereiche eingerichtet werden, um in minutiöser Feinarbeit ihren rhizomatischen Verflechtungen in alle möglichen Wissensbereiche hinein nachzugehen. Diverse künstlerische Forschungsvorhaben zum Thema bildeten darüber hinaus eine Art von gigantischem, epistemologischen Resonanzraum, der als ästhetischer Überbau des Vorhabens fungierte. Fürstliche Vortragshonorare, obligatorische Anstellungen auf Lebenszeit, sowie ausgezeichnete Arbeitsbedingungen würden die intrinsische Motivation der beteiligten Forscher*innen auf einem relativen Höchstmaß halten. Technologische Innovationen wie Quantencomputer und datenmäßig potente Netzwerkarchitekturen rundeten das luxuriöse Forschungssetting ab, das Sondereditionen, Gesamtausgaben im Goldschnitt und kritische Kommentare in Serie produzierte. Ein breit aufgestellter akademischer Fuhrpark der Marke TESLA schließlich würde sicherstellen, dass der postmoderne Wissenstransfer auch in motorischer Hinsicht reibungslos und klimaneutral ablaufen könnte. Ein noch nie dagewesener weltweiter Diskurs wäre hier in Gang gesetzt, der schon bald den gesamten Globus umspannte.

Ein derartiges Archiv der Postmoderne, in dem das moderne Wissen redigiert, kartographiert und für seine finale Publikation präpariert würde, wäre ebenso wünschenswert, wie es dringend notwendig ist. Wir brauchen auch in dieser Hinsicht eine ›Zeitenwende‹, eine akademische Zeitenwende, die im übrigen längst überfällig ist, die wir aber auch gut hinbekommen können. Bedenken Sie: Es ist nicht fünf nach zwölf und es ist auch nicht zehn nach zwölf: Es ist viertel nach zwölf. Und deshalb gilt es, keine Zeit zu verlieren.

Ich danke für die Aufmerksamkeit.